

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 18.

Berlin, Sonnabend den 10. Februar

1844.

Italien.

Ueber Zardetti's christliche Alterthümer. Nach P. Selvatico.*)

Zu den wichtigsten Untersuchungen im Gebiete der christlichen Alterthums-
kunde gehören ohne Zweifel diejenigen, welche die Symbolik des Christen-
thums betreffen, theils, weil diese Symbolik die Fadel ist, welche kirchliche
Kunst und Kirchen-Geschichte am meisten beleuchtet, anderentheils, weil die
Untersuchungen selbst sehr verschiedene Ansichten erzeugen. Einige Schrift-
steller sehen in den heiligen Bau- und Bildwerken aus den ersten Jahrhun-
derten der Kirche nur Symbole der Mysterien des Reiches Gottes; Andere
erklären sie für bloße Nachahmungen heidnischer Sinnbilder und Zierrathen;
wieder Andere glauben überall die mystische Sprache der Gnostiker zu lesen.
Endlich giebt es auch Gelehrte, denen Alles, was man für symbolisch und
parabolisch erklärt, als bloße Frucht einer überspannten Phantasie erscheint,
und die sich des Lächelns kaum erwehren können, so oft sie von altchristlicher
Kunst reden hören.

Wir sind weit entfernt, annehmen zu wollen, daß die Verteidiger der
symbolischen Deutung immer das Rechte treffen und nicht bisweilen zur Ver-
drehung von Thatfachen sich hinreißen lassen, um sie nur mit ihrem Systeme
in Einklang zu bringen. So z. B. werden wir nicht behaupten, Boissier's, der
dieser gründliche Erforscher der religiösen Baukunst des Mittelalters, habe das
Rechte getroffen, wenn er die Einfriedigung des Altars für ein Symbol der
strengen Buße hält, in den beiden Thürmen der gothischen Kathedralen die
weltliche und die geistliche Macht und in den Kirchenfenstern die Könige und
Bischöfe verfinstert sieht, unter deren edlem Schutze das Dunkel des Heilig-
thums erhellt wird. Eben so bedenklich ist uns Mazure's Behauptung,
der von der geraden Linie abweichende Chor enthalte eine Anspielung auf das
gesenkte Haupt des am Kreuze sterbenden Christus; oder die von Daniel
Ramée, wonach die oberen Galerien der gothischen Kirchen Symbole des
triumphirenden Christenthums seyn sollen. Auf der anderen Seite aber sind
wir überzeugt, daß alle diejenigen in großem Irrthume sind, welche sowohl
den im Mittelalter gemalten oder geformten heiligen Bildern, als den archi-
tektonischen Einrichtungen der Kirche einen häretischen Ursprung unterlegen
oder sie für bloße Capriccio's und nicht für Embleme des katholischen Gottes-
dienstes erklären wollen.

Eine genaue Prüfung der Thatfachen ist wohl hier, wie allerwärts, das
beste Schutzmittel gegen die Extreme; daher Gelehrte, welche den Thatfachen
mit Beharrlichkeit nachspüren und nur aus ihnen, nicht aus der Phantasie,
ihre Erklärungen schöpfen, um Wissenschaft und Wahrheit sich großes Ver-
dienst erwerben. Ein solcher ist Herr Carlo Zardetti, jetzt Direktor des
numismatischen Museo di Brera in Mailand, der uns erst kürzlich eine Be-
leuchtung verschiedener christlicher Denkmäler, die ihm nicht treffend erklärt
schienen, herausgegeben und zu größerer Deutlichkeit die Abbildungen dieser
Denkmäler beigefügt hat. **)

Nach vorgängiger Einleitung, worin der Verfasser kurz und bündig dar-
thut, daß die christliche Kunst bis zum 13ten Jahrhundert als ein System zu
betrachten sey, dessen sämtliche Regeln aus dem Inhalt der heiligen Schrift
und den späteren Vorschriften der katholischen Kirche abgeleitet seyen, schreitet
er zur Deutung eines christlich-symbolischen Gemäldes auf der Wand einer
kleinen Kirche zu Aquileja. Die Hauptfigur desselben ist ein gekreuzigter
Christus, um dessen Leib eine Rebe sich windet: aus seiner Seite quillt ein Blut-
straß, der durch die Hände einer königlichen Frau strömt und in dem Mund
eines Fisches endet. An der linken Seite des Erlösers tödtet ein Krieger einen
Drachen, und etwas weiter ab steht eine Frau mit Schleier und langem Kleide.

Dieses Wandgemälde haben schon Bartoli in seinen Alterthümern von
Aquileja und der Abt Polidori in einem Artikel der Zeitschrift l'Amico Catto-
lico besprochen. Herr Zardetti hebt mit vielem Scharfsinn die Irrthümer die-
ser Beiden hervor und beweist dann, auf Bibelstellen und genaue Vergleichung
analoger Denkmäler gestützt, daß der Fisch den (durch Christi Blut) von der
Erbünde gereinigten Christen darstelle; daß die eine Frau Symbol des alten
Gesetzes oder der Synagoge, die andere aber Symbol des neuen Gesetzes,
d. h. der christlichen Kirche sey.

*) Einem geachteten lombardischen Kunstkritiker.

**) Monumenti Christiani nuovamente illustrati dal dottore Carlo Zardetti. —
Mailand 1843.

In Ansehung der Synagoge bemerkt Herr Z. ganz richtig, diese sey
von den christlichen Künstlern am häufigsten als Königin mit verbundenen
Augen und nach einer Seite geneigtem Haupte, von welchem die Krone herab-
falle, dargestellt worden; in der rechten Hand pflege sie eine Fahne zu halten,
deren Schaft an mehreren Stellen zerbrochen sey. Ich für meinen Theil habe
diese allegorische Figur an Bildwerken des Mittelalters auch mit einer Krone
in der linken Hand und mit der zerrissenen Fahne unter den Füßen gesehen.
So findet man sie namentlich an einem groben Basrelief, das wahrschein-
lich im Anfang des 13ten Jahrhunderts gearbeitet ist; es schmückt die Pfosten
eines alten, in dem Kreuzgang der Kirche Sta. Giustina zu Padua aufbewahr-
ten Thores. Die Beine der Figur kreuzen sich so, als hätte der Künstler
eine hinkende Person darstellen wollen, und an einer Seite der kleinen Nische,
welche sie umfaßt, liest man in halb-deutschen Schriftzügen: S Y N A G O G A.
Am rechten Pfosten derselben Pforte, der „Synagoge“ gerade gegenüber, ist
die Kirche dargestellt: ein gekröntes Weib, das in der einen Hand einen Reich
trägt, wie auf den von Herrn Zardetti erwähnten Denkmälern. Hier steht
an einer Seite der Nische das Wort: E K K L E S I A.

Ich habe dieses Basrelief darum erwähnt, weil es mir einen wichtigen
Umstand aufzuhellen scheint, der meines Wissens noch unbeachtet geblieben.
Dieser besteht in jener sonderbaren Kreuzung oder Verkrümmung der Beine,
die sich auch auf dem Wandgemälde von Aquileja an der „Synagoge“ be-
merken läßt, und von der ich ebenfalls anzunehmen geneigt bin, daß sie sym-
bolische Bedeutung habe, wie alles Uebrige. Vielleicht wollte man dabei auf
eine Stelle des Propheten Micha (Kap. 4, V. 6) anspielen, wo es heißt:
„An jenem Tage spricht der Herr: Ich will die Hinkenden zusammenberufen“;
oder auf eine analoge Stelle des Jephania (Kap. 3, V. 19): „Siehe, ich
werde sie alle tödten, die Dich betrübt haben in jener Zeit, und werde den
Hinkenden erretten.“

Auch Giotto, der die mystische Symbolik der christlichen Kunst so gründ-
lich verstand, hat in der „Kapelle der Verkündigung“ zu Padua den religiösen
Unglauben mit einem Beine, das sichtlich kürzer ist als das andere, abgebildet
und aus Besorgniß, man werde den geheimen Sinn dieser Verkrüppelung nicht
alsbald durchschauen, noch darunter geschrieben: „Der Ungläubige hinkt“
(Infidelis claudicat), wie noch jetzt auf dem Ueberreste der langen Inschrift zu
lesen ist.

Reich an Gelehrsamkeit und gesunder Kritik sind auch Zardetti's Erklä-
rungen zweier Basreliefs der Kirche „San Giovanni in Fonte“ zu Verona,
auf denen er ebenfalls die Synagoge und die Kirche vereinigt gefunden. Aber
noch interessanter ist, was er über die berühmte vordere Altar-Bekleidung zu
Basel (Paliotto di Basilea) berichtet, welche Kaiser Heinrich II. (Husseholz,
oder der Hinkende) ausführen ließ, der wunderbaren Heilung zu Ehren, die
er durch Fürsprache seines Schutzpatrons St. Benedikt im J. 1019 zu Monte-
casino erlangt haben soll. Zardetti bemerkt an dieser Altar-Bekleidung
nicht den absoluten Verfall der Kunst, von welchem die anderen Denkmäler
jenes Zeitalters zeugen, nicht jene Verkümmern der Figuren und Plumpheit
der Zierrathen. Eine sorgfältige Erforschung der Besonderheiten des Stils,
welcher dem Stile sizilianischer und neapolitanischer Bildwerke und Gemälde
damaliger Zeit sehr nahe kommt, läßt den Verfasser mit Recht in dieser mittel-
alterlichen Leistung das Werk eines Künstlers aus Unter-Italien erkennen.

Besonders werthvoll ist aber das erwähnte Altarstück von Seiten der
christlichen Symbole, die es enthält, und welche viele Gebräuche und Normen
der Kirche befriedigend zu erklären scheinen. In den fünf Bögen, welche die
Figuren einschließen, sieht der Verfasser den Tempel, den mystischen Sitz Gottes
und der Seligen; in den Kardinal-Tugenden: Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßi-
gung und Standhaftigkeit, das Symbol der Vollkommenheit, welche im Er-
löser, der die Mitte einnimmt, sich abspiegelt. Selbst die Arabesken aus Laub,
Zweigen und Blumen erscheinen ihm als Andeutung des Paradieses, des
himmlischen Gartens und ewigen Frühlings; und die Thiere, welche der
Künstler in diesen Laubgewinden angebracht, als Emblem der Erwählten
Christi.

Die Erklärung ist im Ganzen gewiß höchst scharfsinnig; allein sofern sie
die Arabesken betrifft, dürfte sie doch weniger haltbar seyn. Zierrathen aus
Früchten und Zweigen, mit Thieren untermengt, sieht man gar häufig an den
schönsten Ueberresten des heidnischen Alterthums. Sie erscheinen auf Vasen,
Grabsteinen und architektonischen Bruchstücken. Man betrachte nur z. B. die
Pfosten eines Thores an dem Tempel zu Baalbek und viele Einfassungen an
den Thermen des Titus zu Rom, der unzähligen Zierrathen gleicher Art auf
den Mauern der Häuser von Pompeji und Perikulanum gar nicht zu gedenken.

Niemand wird eine nahe Verwandtschaft dieser Rand-Verzierungen mit denen einer so großen Zahl christlicher Monumente verkennen.

Vielleicht wendet man mir ein, diese Zierrathen hätten auch bei den Römern symbolische Bedeutung gehabt, die nachmals auf das Christenthum übertragen worden sey. Ich werde jetzt nicht untersuchen, wie viel Wahres dieser Einwand enthalten mag, und bemerke nur, daß ich selber, wie Andere vor mir, auf christlichen Denkmälern Manches als aus dem Heidenthum herübergeholt, erkannt habe. Allein solche Geborgungen sind doch wohl nicht anzunehmen, wo die Symbolik mehr der inneren geistigen Besehung des Glaubens gilt — nicht in den Compositionen, in der Auswahl des Typischen, oder in jenem Gefühle von Frömmigkeit und Hoffnung, das die Alten niemals kannten, und welches uns aus christlichen Bildwerken so hell und wohlthuend entgegenstrahlt. Dagegen sind sie unverkennbar in vielem Nebenwerke, besonders italienischer Kunstleistungen, zu schauen.

Es ist zu erwarten, daß Herr Zardetti seine Gelehrsamkeit und Kritik zum wahren Nutzen der christlichen Symbolik verwenden und, sey es nun in Form eines Wörterbuchs oder einer Geschichte, ein Werk ans Licht stellen werde, worin er, Alles was bei Ciampini, Boldetti, Allegranza, Bottari, Muratori, Gediegenstes zu finden ist, vereinigend und christliche Gemälde, Bauwerke und Inschriften sorgfältig prüfend, den wahren Sinn vieler religiösen Allegorien und Embleme erschließen wird, die jetzt noch im Dunkeln liegen. Ein solches Buch würde Künstlern, Alterthumsforschern und Kunsthistorikern sehr zu Statten kommen und der italienischen Gelehrsamkeit noch ein Recht mehr auf den Dank der europäischen Wissenschaft und Kunst geben.

— ch —

Asien.

Die alte und die neuere Schiffahrt der asiatischen Völker.

II. Araber.

(Fortsetzung.)

Die vornehmsten vom Rothen Meer ausgeführten Waaren sind Kaffee, Perlen, gedörrte Datteln, Senesblätter, Gummi, und Erzeugnisse der afrikanischen Küste, als Benzoe, Weihrauch und Myrrhe. Oman liefert Getraide, Thierselle, Wolle, Kameele und Esel, die besonders nach der Insel Bourbon wandern, Bahrain und das Land an der Mündung des Euphrat versenden hauptsächlich Pferde, und zwar nach Bombay, wo das britische Heer deren immer bedarf. Die Pferde machen die ganze Ueberfahrt, welche zwischen Bassora und Bombay 20 bis 35 Tage erfordert, auf dem Verdeck; selten aber fährt das Schiff von einem Orte zum anderen, ohne gelegentlich Station zu machen, wär' es auch nur um der Erneuerung des Wasservorraths willen. Je fünf Pferde haben einen Stallknecht, und der Capitain verliert die Fracht für Stücke, die unterwegs verenden. Um bei drohendem Sturm in eine Bay flüchten zu können, hält er sich den Küsten möglichst nahe. Gleichwohl schenkt man den muselmännischen Seeleuten so wenig Vertrauen, daß keine Versicherungsgesellschaft jene Dow's in ihre Bücher eintragen will.

Als Sultan Tippu Sahib, in der Absicht, eine Marine zu gründen, in Dnoyr Werften herstellte, ließ er Dow's auf denselben zimmern, und gewiß würden diese Fahrzeuge, die 80 bis 100 Fuß lang, 25 bis 30 Fuß breit und mit Eschumam und Del gegen den Sturmrausch überfrachten sind, wenn man sie gehörig austrüstete, wenigstens eben so stark seyn, wie europäische Kriegsgoelleten. Der Araber ist ein rühriger, verständiger, starker und enthaltamer Seemann; er verfehlt es, nicht bloß seine eigenen Schiffe, sondern auch solche von europäischer Bauart mit Geschick zu bedienen. Die Marine des Imam von Maskat hat hiervon einen Beweis abgelegt, als sie in Gesellschaft britischer Fregatten manövrirte. Von allen diesen kleinen Schächs und Sultanen, die jetzt ohne Erlaubniß des Statthalters von Bombay keine bewaffnete Barke in die See stechen lassen, kann nur der Imam Seid ein mächtiger Fürst heißen, obwohl auch er ein gezwungener Verbündeter der Briten ist, die ihn gegen die Bahabiten beigestanden. Dieser Imam besitzt sehr schöne Korvetten, die zu Kotschin und Maulmein von hinduschen und birmanischen Werkleuten, aber unter der Leitung europäischer Kriegsbaumeister, gezimmert sind. Seine Fahrzeuge wagen sich bis in die fernen Gewässer von Mozambique, wo portugiesische Regierhändler sie bisweilen gekapert und die Mannschaft als Sklaven fortgeschleppt haben.

Ein Seitenstück des Dow ist das Baggerow oder Baglow, welches mehr dem Golf von Ketsch angehört und am häufigsten von Matrosen aus Oman und Bahrain, zuweilen auch von muselmännischen Hindu's bemannt ist. Noch massenhafter als das Dow, noch breiter im Verhältnis zu ihrer Länge, am Hintertheil ins Gevierte gezimmert, ohne Vorsprung über dem Steuer, führen diese gewichtigen Fahrzeuge zwei Kanonen; rechnet man dieses den Alten unbekanntes Geschütz ab, so ist das Baggerow höchst wahrscheinlich noch genau so gezimmert und ausgerüstet, wie zu Alexander's des Großen Zeit. Als ich eines dieser Fahrzeuge zum ersten Mal erblickte, war ich an Bord eines prächtigen Dampfbootes. Die plumpe Masse kam uns mit der ganzen Gewalt ihres riesenhaften Segels entgegen; die Raa erbebt, indem sie über den Fluthen sich bog; ein Haufe Matrosen mit Turbanen, auf das Geländer am Steuerbord gelehnt, betrachtete die brausenden Räder unserer Maschine mit echt orientalischer Gleichgültigkeit. Wie alle aus den Häfen Indiens kommende Schiffe, so haben auch diese eine Bohlen-Bekleidung von Teakholz, das die Eigenschaft hat, wohl hundert Jahre lang der Einwirkung des Wassers zu trotzen. Man fällt dieses Holz an der Westküste Indiens, besonders in den Wäl-

dern, welche die Hügel und kleinen Berge von Travankor krönen; allein diese schönen Wälder sind in solchem Grade gelichtet worden, daß die britische Regierung vor einigen Jahren daran denken mußte, mit dem kostbaren Holze hinaus ins Ausland zu gehen.

Bombay ist der große Stapelplatz für den ganzen Handel des westlichen Ostindiens, Arabiens, des Golfes von Persien und wird fortfahren, es zu seyn, bis einst eine europäische Stadt an den Mündungen des Indus sich erhebt. Auch ist die Menge der großen und kleinen arabischen Schiffe, wie der Küstenfahrer von Ouserate und Malabar, die seine Rhede besuchen, unberechenbar. *) Zwischen den Felsen der Insel Kolaba und der Malabar-Spize kann man nicht selten an den windstillen Morgen der Monate Dezember und Januar gegen 60 oder 80 lateinische Segel zählen, die einander zu berühren scheinen. Diese breitflügeligen Barken laufen ein und aus, ohne eine Flagge zu hissen, ohne signalisirt zu werden. Und doch, welche Bewegung, welches Leben giebt der Rhede und dem Hafen diese Anhäufung morgenländischer Schiffer! Hier füllen Matrosen aus Jemen, im langen blauen Rocke der Ismaeliten, ihre Schläuche, die sie vermittelst langer Stricke aus Kameelhaaren in die Zisterne senken; dort mischt sich eine ganze Mannschaft Matrosen vom Golfe, mit ihren runden Turbanen unter Banianen mit rothen abgelauchten Pagri's und hochmüßige Gebern. Etwas weiter drängt sich der bis an den Gürtel nackte Araber von Maskat, dessen Haupt eine Schärpe umwindet, deren Befranzung auf den Hals fällt, zwischen Persern hindurch, die ihre bunte, von Kaschmirshawls zusammengehaltene Robe kenntlich macht. Die Capitaine oder Rakoda's haben ihren weißen polirten und gekrümmten Stab hervorgeholt, gelbe Pappuschen angezogen und den weiten Kasten über die Schulter geworfen und lauern jetzt im Schatten der Palmbäume, das Auge mehr geschlossen als offen, in der einen Hand die Pfeife mit dem Mundstück aus Ambra haltend, während die andere einen zu Melka empfangenen Rosenkranz manipulirt. In dieser Lage sind sie aber keinesweges müßig, sondern machen viele Geschäfte, die fraglichen Summen nach Tausenden, Hunderten und Zehnen an den Fingergelenken berechnend. Sind Käufer und Verkäufer einig geworden, so hat ein Händedruck, ein bedeutsamer Blick den Werth einer Unterschrift, und der Handel ist geschlossen, ohne daß der Nachbar erfahren hat, um welchen Preis.

Die arabischen Rakoda's besuchen auch die Häfen Cambaya's, jenes berühmten Landes, von welchem Camoens sagt, daß Porus hier geherrscht. Man findet sie in der reichen Stadt Surate, am Flusse Tapti, und in Kalikut, dessen Zamorin dem großen Albuquerque jene blutige Schlacht lieferte. Man begegnet ihnen an allen Orten, wo sie auch in frühesten Zeit verkehrten; denn die Seefahrer des ganzen arabischen Küstenlandes und die Völker an den Gestaden Indiens sind, sofern letztere Muhammedaner, durch Bande der Verwandtschaft mit einander verknüpft. Noch jetzt giebt es zahlreiche Familien aus arabisch-indischem Blute, die an der Küste Koromandel Labbi's und an der von Malabar Nopilai's heißen, was Schwieger söhne bedeutet, weil die Araber indische Mädchen geheiratet. Dieses Mischvolk, erkennbar an seinem schwächlichen Wuchs, seinem hohen Schädel und den langen Armen, treibt zwei Gewerbe, die an seinen Ursprung erinnern: sie sind Matrosen und Wollenträmpler, wie ihre Vorfahren Schiffer und Hirten gewesen. Die Königin von Kananor gehört zu einer Nopilai-Familie; sie schickt ihre eigenen Schiffe nach den Meerengen und den Lakdiven; ihr kleiner, sicherer und ehemals durch ein holländisches Fort vertheidigter Hafen nimmt eine bedeutende Zahl arabischer Dows auf. Die Radscha's von Kotschin und Travankor sind anders gestellt. Als Herr schöner Provinzen, in welche der Islam nie eingebrungen, die aber eine halbe Million Christen zählen, öffnet der Letztere, dessen Land an Pfeffer und Bauholz besonders reich ist, den muselmännischen wie den europäischen Schiffen seine schlechte Rhede, wo die Wellen beständig ans Ufer schlagen. Dort werden Arbeiten, die man in französischen Häfen Galeerenflaven überträgt, durch ein halbes Duzend Ceylanten verrichtet. Der kleine Fürst von Kotschin besitzt nur noch die Stadt, nach welcher sein ehemaliges Land betitelt ist; sie liegt an einem reizenden Flusse, in welchem die Trümmer einer portugiesischen Festung sich spiegeln. Dort finden die Araber und die Seeleute vom persischen Meerbusen die vornehmsten Erzeugnisse Indiens, um welche es ihnen zu thun ist, im Ueberflus. Europäische Natur- und Kunstzeugnisse werden in Bombay allein erhandelt.

Alle Schiffe, die dazu bestimmt sind, diese Gewässer zu befahren, werden in den Häfen der Westküste Indiens gebaut. Man begreift leicht, daß Fahrzeuge, die von dem besten Holz von der Welt gebaut sind, und deren Steuerer außerdem sehr vorsichtig zu Werke gehen, wohl ein Jahrhundert lang brauchbar seyn müssen. Von der ungemein dauerhaften Bauart dieser ungeheuren Barken kann man auf dem Kai von Kotschin in der Nähe sich überzeugen. Die Stadt gleicht einem See-Arsenale: auf den Werften sitzen die weißen Juden aus Syrien, mit Tauwerk handelnd; hinter den Basars ist Holz in Menge über einander geschichtet; und mitten im Gartenfelde der Stadt beginnen die Seilerwerkstätten, die bis zum Dorfe Matafcheri reichen. Dieses Dorf hat schwarzze Juden zu Bewohnern, von denen Niemand weiß, woher sie stammen. **)

Ihre weiten Seefahrten um Ceylon herum und nach Bengalen bewerkstelligen die Araber mit großen und schönen Dreimastern. Im Oktober aus den Häfen Mocha, Dschidda, Maskat u. s. w. absegelnd, gelangen sie um die Zeit des Aufhörens der Südwestwinde zu den Mündungen des Ganges. Was

*) Man kann die Schiffsbevölkerung Bombay's auf 80,000 Seelen anschlagen.

**) Sie selbst behaupten, reine Nachkommen der verschwundenen zehn Stämme Israels zu seyn; die weißen Juden wollen dies aber nicht zugeben und halten sie für Bastarde aus verschiedenen Völkern, die sich nur zur mosaischen Religion bekennen.

sie nach Bengalen bringen, ist Kaffee aus Jemen, und vor Allem Salz, dessen Alleinhandel die Regierung sich vorbehält. Eingetauscht werden Zucker und die übrigen oben erwähnten Erzeugnisse Indiens. Die Meisten dieser arabischen Bengalen-Fahrer kaufen sich das Recht, die Flagge der Compagnie zu führen; es verschafft ihnen den Vortheil, auf allen Märkten Indiens unter günstigeren Bedingungen Zutritt zu erhalten, Ceylon ausgenommen, welche Insel der Krone unmittelbar angehört. Ein großer Theil ihrer Fahrzeuge sind ehemalige Schiffe der Compagnie von sehr starkem Tonnengehalt. Einmal im Hafen angekommen, den er erst mit Wiedereintritt des Monsun verlassen wird, läßt der sorgliche Capitain sein Fahrzeug abtadeln und seine Weiber in ein für sie gemiethetes Haus bringen, denn ein reicher Muselman führt, wenn er so lange von Hause wegbleibt, immer sein Harem mit sich. Auch sind die Fenster des obersten Stockwerks am Hintertheil des Schiffes mit engem Gitterwerk versehen, und zwei Diener halten während der Ueberfahrt am Eingang Wache. Ihre temporaire Verlegung nach den Ufern des Ganges mag diesen Huri's eben kein großes Vergnügen gewähren; sie werden in Palankins, die mit einer weit überhängenden Stuhlklappe überdeckt sind, vom Bord des Schiffes nach dem Harem befördert, wo sie wie Waaren in einer Niederlage eingeschlossen bleiben. Unterdeß arbeiten die Matrosen im Schatten und thun dabei feierliche Züge aus dem indischen Tabakrohr: es sind Leute von allen Farben, aus allen Winkeln Afrika's und größtentheils Leibeigene des Capitains. Auf der ganzen Welt mag es keine ärgeren Schreier geben als diese Matrosen vom Rothem Meere; wie heulen sie ihr eintöniges salâm 'alek yari! während ihre nervigen Arme die Waarenballen aus dem Kiel ans Ufer hissen. Zu Suez begleiten sie jeden Ruderschlag mit einem Gebrumm, das einem dumpfen Glockenton gleicht; es ist der regelmäßige Widerhall des Gefanges, den ein Schiffsjunge im hohen Sopran anstimmt. Ist das Tagewerk vorüber, so greift die ganze Mannschaft zu dem weißen Stabe, dem Zeichen der Ruhe; alle steigen ans Land und schlendern in einer langen Reihe, um sich nicht zu verlieren, durch die volkreichen Straßen von Kalkutta; sie gehen in tiefem Schweigen, weil die Arbeit sie nicht mehr belebt: statten den Moscheen Besuche ab, grüßen den verschrumpten, auf seiner Matte kauern den Fatir und kehren erst dann auf ihr Schiff zurück, wenn die Stunde des Abendessens, das aus Wasser und Datteln besteht, gekommen ist. Ein einziger englischer Seemann, der aus der Schenke kommt, oder ein französischer, der aus dem Kaffeehaus nach den Hütten der Bajaderen eilt, setzt die Polizei in größere Verlegenheit, als ganze arabische Schiffsmannschaften, die nicht selten sechzig Köpfe stark sind. Muhammed hat mit einem Verse des Korans mehr ausgerichtet, als alle Mäßigkeits-Gesellschaften, trotz der Warnungszettel, die sie an den Straßenecken anschlagen lassen. *) Bemerkten wir auch im Vorbeigehen, daß der arabische Seemann seine religiösen Gebräuche immer gewissenhaft vollzieht; das Fasten des Ramadhan wird von Allen an Bord streng gehalten, und auf der Kranzung des Schiffsnabels liest man in goldenen Buchstaben fromme Sprüche aus den heiligen Büchern. Einer der Nakoda's, die Kalkutta regelmäßig besuchen, wird von allen orthodoxen Muselmännern der Stadt hochgeehrt, weil er aus Ali's Geschlechte stammt und den grünen Turban trägt; sie umgeben ihn, fallen ihm sogar huldigend zu Füßen, und er hebt sie mit vieler Würde wieder auf. Der ernste und doch sanfte Ausdruck seines Gesichtes hat etwas so ritterlich Romantisches, daß man gegen den zwölf Jahrhunderte alten Adel des Mannes nicht unempfindlich bleiben kann. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die berühmten Frauen.

Herr Victor Cousin beklagt sich in der Revue des deux Mondes darüber, daß ihm seine ernsten Studien keine Zeit übrig ließen, sich die Freude zu machen, ein Buch über die berühmten, d. h. die großen Frauen des für Frankreich so großen siebzehnten Jahrhunderts zu schreiben, wie Perrault zu seiner Zeit ein solches über die großen Männer desselben Jahrhunderts mit Brustbildern und bündigen Lebensabrissen (1696 und 1700) geliefert habe; er sagt: „Ich würde meine ganze Seele darin niederlegen, obgleich keine Sylbe von mir selbst darin stehen sollte. Wenn ich etwas werth bin, so bin ich es nur deshalb, weil ich das Schöne verehere, und diese zärtliche, bewundernde Verehrung für das Schönste, was auf Erden nach einem großen Manne existirt: eine Frau, die würdig ist, ihm zur Seite zu stehen, möchte ich ausdrücken, möchte ich ansteckend machen, Allen mittheilen durch Hülf der Kunst und des Studiums; doch sollten sich diese nur auf die Darstellung und Ergründung der reizenden oder sinnigen Gesichtszüge beschränken, denn was vermöchte die Kunst der Beredsamkeit oder die Gelehrsamkeit über die Frauen? . . . Wenn ein Zeitalter eine geistige Höhe erreicht hat, so dringt der herrschende Geist überall ein, von den Männern gelangt er endlich auch bis zu den Frauen, und sind diese erst davon berührt, so spiegelt er sich aufs mächtigste in ihnen ab; ihre lebhaftige Natur ist vortrefflich geeignet, die Eigenthümlichkeiten der Moderation auszudrücken und zu verbreiten, sie sind großartig oder kleinlich, tugendhaft oder verderbt, aber sie sind keines halb, sondern immer zum

Äußersten im Guten wie im Bösen geneigt, je nachdem der Wind weht. Die Bewegung, der Fortschritt und der Verfall des Jahrhunderts würde sich deutlich zeigen in der Reihenfolge der verschiedenen Frauengestalten, die anfangs so groß und ernst sind, dann anmuthiger und schwächer werden und überzeugender als eine Galerie von Männerbildnissen die Scheidewände der Zeiten hervorheben.

„Die Frauen, welche sich durch ihre Schriften ausgezeichnet haben, würden zwar in meiner Sammlung nicht ausgeschlossen werden, aber ich gestehe, daß ich einen großen Unterschied zwischen einer geistreichen Frau und einer literarischen Frau mache. Ich verehere die erstere unendlich und habe wenig Geschmac für die letztere; ich gehöre jedoch keinesweges zu der Schule Molière's hinsichtlich der Frauen. Mann und Weib haben dieselbe Seele, dieselbe moralische Bestimmung; es wird dereinst dieselbe Rechenschaft über die Anwendung ihrer Anlagen von ihnen gefordert werden, und es wäre vom Manne eine Barbarei, so wie für das Weib eine Schmach, wenn die von Gott verliehenen Gaben herabgewürdigt würden. Entweder ist die Frau nicht zur Geschäftin des Mannes bestimmt, oder es ist ein gotteslästerlicher und thörichter Widerspruch, ihr die Kenntnisse zu versagen, die es ihr möglich machen, in geistigen Verkehr mit demjenigen zu treten, dessen Schicksal sie theilen soll, dessen Anstrengungen, Kämpfe und Leiden sie wenigstens lindern soll. Deshalb sey ihr frei gestattet, ihren Geist durch alle Arten schöner Kenntnisse und edler Beschäftigungen zu bilden, wenn sie nur das höchste Gesetz ihres Geschlechts stets heilig hält: die Schamhaftigkeit, die Mutter der Anmuth! Das Weib gehört der Häuslichkeit wie der Mann der Oeffentlichkeit; er ist zum Handeln geboren und bethätigt dies auch noch schreibend, denn er kann eben so gut mit der Feder eine öffentliche Laufbahn verfolgen, als mit dem Bort oder dem Schwert. Ein ernster Mann schreibt nur aus Nothwendigkeit, weil er seinen Zweck auf keinem anderen Wege erreichen kann. Dies ist so sehr wahr, daß er nur unter dieser Bedingung gut schreibt, und es ist eine folgerichtige Beobachtung, daß die größten Autoren keine Schriftsteller von Profession waren. Ein solcher Schriftsteller ist nur ein geschickter Handwerker, der zum Vergnügen des Publikums beiträgt, der in verdientem Ansehen steht und Alles erreichen kann, selbst die Pairswürde von heutzutage, der Alles erlangen kann außer dem Ruhm! Der Ruhm ist nicht so wohlfeil zu haben; er ist der Ausruf der Dankbarkeit des Menschengeschlechts, und das Menschengeschlecht geht sparsam um mit seiner Dankbarkeit, es läßt sie sich nur durch große Dienstleistungen abringen. — Wenn ich so hart über einen Literaten urtheile, was hat da eine Literatin von mir zu erwarten? Wie, eine Frau, die, Gottlob, keine öffentliche Sache zu verteidigen nöthig hat, stellt sich auf den Marktplatz, und ihre Schamhaftigkeit empört sich nicht bei dem Gedanken, vor Aller Augen die geheimsten Schönheiten, die rührendsten und unergründlichsten Reize, die ganze Seele, alle Empfindungen, alle Leiden und inneren Kämpfe zu enthüllen, sie gleichsam dem Meistbietenden, der Prüfung des Buchhändlers, des Lesers und des Journalisten preiszugeben! Das ist es, was ich fast täglich mit ansehen muß, und zwar von den achtbarsten Frauen, was ich aber niemals begreifen werde. Ich gestehe, daß ich hierin vielleicht etwas veraltet bin und einer anderen Zeit angehöre. Wenn Jemand mir beweisen wollte, daß Frau von Sévigné ihre reizenden Briefe voll unerschöpflicher Lebendigkeit und anmuthiger Mutterzärtlichkeit habe drucken lassen wollen, so würde ich erstens antworten: verderbt mir meine Sévigné nicht; sie war eine Mutter voll wahrer Leidenschaft und echtem Genie, Ihr wollt mir einen Schöngest aus ihr machen! zweitens, würde ich aber sagen, irrt Ihr Euch, denn man schreibt ganz anders, wenn man gedruckt und gelesen werden will; man kann noch ganz angenehm schreiben, aber man hat nicht diese Natürlichkeit, nicht diese unwillkürliche Anmuth und diese reizenden Ausdrücke, die das Herz allein eingiebt; die geschickteste Kofette könnte sie nicht nachfinden. Jede Frau, die über ihre Empfindungen für das Publikum schreibt, unternimmt einen Betrug; sie macht eine Person, und zwar schlecht, sie schreibt mit mehr oder weniger äußerer Wärme, aber ohne Seele, denn wenn die Seele ein Recht zum Mitreden hätte, so würde die Schreiberin von ihr zurückgehalten werden. Diese Regel leidet keine Ausnahme. Doch sey es wohlverstanden, daß es sich hier nicht um die Poesie handelt: Männer oder Frauen, der Dichtergenius ist immer ein liebenswürdiges, erhabenes Kind, das nicht weiß, was es sagt und thut, das singt oder schreibt, wie Plato es lehrt, unter dämonischer Einwirkung. Die Poesie ist ein geheiligtes Wesen; wenn sie in dem Wahnsinn der Begeisterung sich der Menge nackt zeigt, so ist es ein verwandelter Körper, und die heiligen Binden bleiben unantastbar in den Augen ihrer wahren Bewunderer. Aber die Prosa ist eine nüchterne Muse, sie weiß, was sie thut, und ist dafür verantwortlich. Wenn also eine Frau in Prosa schreibt, so ist sie bei kaltem Blute, und wenn sie von sich selbst redet, so ist dies in meinen Augen ein großer Fehler. Ich kenne nur zwei Entschuldigungen für eine schreibende Frau: ein großes Talent oder große Bedürftigkeit, und ich beuge vor letzterer mich mit mehr Ehrfurcht als vor ersterer. Glücklich gepriesen sey eine Frau, wenn sie Talent mit Klugheit verbindet und durch ihre bescheidenen Arbeiten, nützliche Werke, die den Stempel der Moral und der Frömmigkeit tragen, ihre Familie zu unterstützen vermag; größtentheils sind diese Früchte stiller Abendstunden fleißige Uebersetzungen unter dem Schleier der Anonymität. Oder wenn die Nothwendigkeit es erfordert, den Namen zu enthüllen, um der Feder eine reichere Aernde zu verschaffen, o so verberge die Schriftstellerin wenigstens ihr Leben, so fliehe sie das Geräusch und das Aufsehen der Welt, so bleibe sie am Heerde, berühmt und unbekannt, zufrieden, ein unscheinbares Glück, Achtung und Zuneigung, zu verbreiten und zu genießen.

*) Eines Tages sah ich in den Basars von Madras Zettel mit der Ueberschrift: „Sal- tet den Dieb!!!“ Unter dem Diebe war nichts Anderes zu verstehen, als Wein und starke Getränke, kurz die Unmöglichkeit, weil sie Zeit und Geld stiehlt. Unglücklicherweise blieben nur Betrunkene vor den Zetteln stehen; die guten Leute fühlten ihre Taschen leer, ohne recht zu wissen, wo das Geld hingekommen, und hofften vielleicht, den Aufenthalt des Diebes zu erfahren.

„So sehr ich den Roman „die Prinzessin von Cleve“ hochschätze und bewundere, so kostet es mich doch Ueberwindung, ihn der Verfasserin, der Frau von Lafayette, zu verzeihen. Daß die edle Dame freiwillig das Schriftstellerhandwerk geübt hat, erinnert immer daran, daß sie ihre letzte Reizung einer sehr traurigen Figur gewidmet hatte, dem stolzen, ränkesüchtigen, kleinlichen, spißfindigen La Rochefoucauld, der die gewandteste, aber auch die frechste Feder führte, der sein eigenes Leben in seinen Maximen aussprach und der sogar in der Liebe kein Herz hatte, denn er stellte seine frühere Geliebte, die Herzogin von Longueville, unbarmherzig an den Pranger in seinen Memoiren, die er noch zu Lebzeiten derselben veröffentlichte. Er erzählt deutlich, auf welchem Fuße er mit ihr gestanden und wie der Herzog von Nemours sein Nachfolger geworden. Nach Frau von Lafayette sind nur noch drei literarische Frauen des siebzehnten Jahrhunderts bemerkenswerth, die Scudery, die Deshoulières und die Dacier; müßte ich für meine Mutter oder Schwester unter diesen drei Frauen wählen, so zöge ich unbedenklich die Dacier vor, sie war eine vortreffliche, höchst unterrichtete Frau, die sehr wenig von sich selbst gesprochen hat, und deren Uebersetzungen länger dauern werden, als manche sogenannte Original-Arbeiten; ihre Iliade liefert hinlänglich den Beweis für das Gesagte. . . . Ich würde nicht die Ungerechtigkeit und den schlechten Geschmack besitzen, die Schriftstellerinnen gänzlich aus meiner Galerie berühmter Frauen zu verbannen, ich würde ihnen ihre Stellen anweisen, aber die Ehrenplätze ertheilte ich jenen außerordentlichen Frauen, die eine seltene Geisteskraft und eine auserwählte Seele besaßen, ohne jemals, wenigstens nicht für das Publikum, geschrieben zu haben, wie es die wahre Bestimmung des weiblichen Genius erfordert. Zuerst stände oben an die segensreiche Frau von Chantat, die würdige Schülerin des heiligen Franziskus von Sales, die, wie die heilige Theresia, nur lebte, um zu lieben und zu leiden, zu trösten und zu helfen (ihr Sohn war der Vater von Frau von Sévigné). Dann Angelika Arnauld, die sechzehnjährige Reformatorin der Klöster, namentlich Port-Royal; ich habe Briefe gesehen von dieser christlichen Cornelia, in denen sich die naive Größe ihrer Seele hinreichend offenbart. Die Schwestern Pascal's folgen, Jaqueline und Gilberte, beide vollkommen schön, was auch nicht zu verachten ist, die eine geistreich, leidenschaftlich und eigenmächtig wie der Bruder, die andere im Schoße tiefster Frömmigkeit alle Reizungen und Gefühle einer Schwester, Gattin und Mutter sich erhaltend. Unter der Fronde giebt es eine reiche Auswahl von diesen Gestalten sehr absteigender Erscheinungen; da sind die Herzogin von Longueville, die Frauen von Chevreuse und von Montbazou u. s. w. Etwas später erscheint die Perle der ganzen Sammlung: Frau von Sévigné, und neben ihr das Kind ihres Verstandes, die Gräfinn Grignan; die Tochter hatte einen freieren und feineren Verstand als die berühmte Mutter, einen originellen Geist und einen Styl, der vollkommen zu nennen war in seiner edleren Mäßigung, Descartes war ihr Freund. Nicht zu vergessen sind noch Frau v. Rambouillet, Mademoiselle Paulet und die Herzogin von Mazarin, die glänzende, thörichte Portense. Mit dem fortschreitenden Jahrhundert nehmen schon die Vorzüge unserer Galerie ab, aber es kommen nur schöne Bilder, die La Vallière, als sie zur Louise de la Miséricorde geworden war; in ihren Briefen zeigt sich überall eine schöne Seele. Ihre glückliche und stolze Nebenbuhlerin, die Montespan, wird neben ihre gelehrte Schwester, Frau von Rochefouart, Aebtissin von Fontevault, gestellt, die das Gastmahl des Plato übersetzte. Das letzte Bild mit kalten, aber noch schönen Zügen ist Frau von Maintenon: man kann keine Sympathie für sie fühlen, die weder die Pflicht, noch ihr Herz, sondern stets nur die öffentliche Meinung berücksichtigte, die keine Tugend und keine Liebe kannte, sondern immer nur nach dem kleinlichen elenden Ziele strebte: in Ansehen zu stehen.“

Es ist in der That zu bedauern, daß Herr Cousin gleichsam nur die Rahmen dieser anziehenden Frauenbilder hinstellt und die Ausführung als unmöglich andeutet. Das Interesse für berühmte Persönlichkeiten ist in der jetzigen Zeit stärker als jemals ausgeprägt, es würde ihm dankbar und lebhaft gefolgt seyn bei der angenehmen Beschäftigung, die Lebens- und Herzengeschichte liebenswürdiger Frauen zu entwickeln. Daß Herr Cousin unter diese übrigens nicht die literarischen Frauen rechnen will, wird gewiß unseren Leserinnen auffallend erscheinen; Herr Cousin hat dadurch vielleicht ein wirksames Mittel angegeben, um den Jubel zu der schriftstellerischen Laufbahn zu hemmen, denn welches weibliche Wesen wäre wohl stark genug, derselben das angeborene Vorrecht der Liebenswürdigkeit zu opfern? Herr Cousin macht es mit den Frauen wie mit den Kindern, denen man vorsagt: „Nur wenn Ihr artig gewesen, seyd Ihr hübsch.“ Er tabelt ihre Eitelkeit und benugt sie doch, freilich in guter Absicht. Ob es wirklich keine liebenswürdigen Schriftstellerinnen gegeben hat oder noch giebt, wollen wir hier nicht untersuchen, aber nicht ungerügt können wir es lassen, daß Herr Cousin eine Ungerechtigkeit begeht, indem er den literarischen Frauen die eitle Unbescheidenheit schuld giebt, immer nur von sich selbst zu reden, oder den noch viel schlimmeren Mangel an weiblichem Zartgefühl, mit ihren körperlichen und geistigen Reizen zu prunken und sie der Deffentlichkeit preiszugeben, ohne zu erröthen; er gebraucht diese und noch andere hyperbolische Redensarten mehr, die ziemlich allgemein nachgesprochen, aber nicht geprüft werden. Allerdings ist bei den Frauen die Subjektivität lebhafter hervortretend als beim anderen Geschlecht, der Impuls ihrer Gefühle ist stärker, sie wenden sich dahin, wo er einwirkt, wie die Pflanze sich einseitig dem auf sie zuströmenden Lichte zuwendet, sie können nur durch die Vermittelung der Selbstempfindung Eindrücke darstellen, ihr Ich bleibt daher sich selbst unbewußt mehr thätig und sichtbar im Vordergrund ihrer

Reden und ihrer Schriften, es erzählt uns in naiver Bewusstlosigkeit die eigene Geschichte unter fremden Gestalten und erreicht nicht selten dadurch die überzeugende Wahrheit, die sonst nur der Objektivität möglich ist. Keinesweges geschieht dies immer aus Absicht oder mit kalter Ueberlegung, und fast alle die berühmten Landsmänninnen des Herrn Cousin verdienen seine Vorwürfe nicht; die seine, geistreiche Frau von Lafayette hat nur hin und wieder in der Prinzessin von Cleve das Zittern des eigenen Herzens verrathen, ohne es zu ahnen, und die ehrbare Madame Cottin hat gewiß kein einziges Mal an sich selbst gedacht, als sie die romantische Liebe der schönen Mathilde und Malek Adels schilderte, ja sogar George Sand und die Staël müssen wir freisprechen, obwohl sie Beide deutlich beim Flammenschein der eigenen Herzensgluth geschrieben haben, aber gerade deshalb mußte jede kalte Absicht, wie die Eitelkeit sie einflößt, ihnen fern bleiben; auch würde Herr Cousin die beiden Letzteren vielleicht selbst zu den Ausnahmen rechnen, die er als von dem Genius der Poesie begeistert, als unzurechnungsfähig bezeichnet. Wenn Cousin sagt, die Frauen sind niemals etwas halb, so irrt er sich gewaltig, ihre Eigenthämlichkeit drückt gerade unsere allgemeine primitive Natur aus, und so wie kein Mensch ganz böse oder ganz gut ist, so sind es die Frauen noch viel weniger, sie sind Alles halb, so daß sogar jede gute Regung noch einen Zusatz von Böse hat; darum können wir auch nicht alle literarischen Frauen gegen Herrn Cousin in Schutz nehmen.

F. v. S.

Mannigfaltiges.

— Kenntniß der Italiäner von Deutschland. Im Januar-Feste der in Mailand erscheinenden Rivista Europea, einer Zeitschrift, die übrigens zu den besseren des heutigen Italiens gehört, befindet sich mit der Ueberschrift „Nuove opere letterarie in Germania“ ein rhapsodischer Bericht über die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur. Unter den darin vorkommenden Mißgriffen ist wohl der allerseltsamste die Bemerkung, daß der Ritter von Lang, dessen Denkwürdigkeiten jetzt in Deutschland mit so großem Vergnügen gelesen würden, Niemand anders als — Friedrich der Große sey, den man unter jenem Namen habe auftreten lassen. Fast eben so seltsam ist nachfolgende Notiz: „Auch Tomaso Thimau ist einer der kürzlich aufgetretenen jungen Schriftsteller, von welchen sich die deutschen Blätter viel versprechen; er vereinigt in sich die Vorzüge sowohl als die Fehler unserer Zeit.“ Es wird dann weiter entwickelt, worin diese Vorzüge und Fehler bestehen, zu welchen letzteren auch die „utopistischen Ansichten“ des Autors von der heutigen Gesellschaft gezählt werden. Kaum dürfte die elegante Verfasserin des „Thomas Thyrnau“ selbst errathen, daß Niemand anders als sie unter jenem jungen Schriftsteller gemeint sey. Auch der Name des deutschen Dichters Arnberg, der in dieser Uebersicht erwähnt wird, könnte uns in einige Verlegenheit bringen, wenn nicht von seinem Roman „Diana“ gesprochen würde. Dagegen haben die Namen Guklow und B. Alexis die Feuerprobe der Alpen glücklich bestanden. Der „falsche Baldemar“ des Letzteren wird unbedingt gelobt; von dem Ersteren aber wird gesagt, daß seine Theatererfolge mit denen von Victor Hugo's „Burgraves“ zu vergleichen: sie seyen künstlich und verschwänden vor dem Urtheil der unbefangenen Kritik.

— Englische Besprechungen deutscher Schriftsteller. In der Foreign Review steht eine Abhandlung von Archer Gurney über den fleißigen und talentvollen Dichter und Kritiker alideutscher Heldensagen: Karl Simrock in Bonn; namentlich wird seine Subran ausführlich besprochen. Auch werden in demselben Blatte, unter lobender Anerkennung ihres poetischen Werthes, Proben aus einer noch ungebrachten Uebersetzung von Young's Nachtgedanken mitgetheilt. Die neue Verdeutschung dieses schönen Gedichts ist von der auch als eine der talentvollsten Uebersetzerinnen Byron's rühmlichst bekannten Baronin Elise von Hohenhausen geb. von Dohs. Archer Gurney hat wahrscheinlich durch seinen Aufenthalt in Deutschland Gelegenheit zu näherer Kenntnißnahme dieses Werks gehabt, das dem Vernehmen nach demnächst dem Drucke übergeben werden soll.

— Anforderungen der Chinesen an ihre Gelehrten. Daß auch in dem „Reich der Mitte“ Bücher-Gelehrsamkeit und blinde Zügsamkeit nicht Alles sind, was von den Männern des Wissens verlangt wird, davon zeugt folgende Stelle des kanonischen Buches Li-Ki: „Lobt man den Gelehrten mit kostbaren Dingen (Geld, Auszeichnungen u. s. w.), bietet man ihm Genüsse jeder Art: so sehe er dem Vortheil ins Auge und halte sich nach wie vor an das Rechte. Raubt man ihm all seinen Besitz, bedroht man ihn mit Waffen: so sehe er dem Tod ins Auge und ändere seine Ueberzeugung nicht.“ — Wie es hier mit dem „Rechten“ und der „Ueberzeugung“ gemeint sey, das thut nichts zur Sache: genug, man verlangt Charakterstärke und folgerechtes Handeln und verdammt feile Gefinnungslosigkeit, sollte auch natürlicher, physischer Hunger, und nicht, was eben so häufig ist, der künstliche Hunger unerättelter Habsucht dazu bestimmen.

— Beiläufig. Auf Befragen und um Mißverständnissen vorzubeugen, erwiedert der Redacteur dieser Blätter, daß die in einer Hamburger Zeitschrift („Jahreszeiten“) mit J. L. unterzeichneten Korrespondenzen aus Berlin nicht von ihm herrühren.